

Die Wurzeln des Verrats - Leseprobe

Martin Riesen

Im Schrittempo rollte die Dampflokomotive in den Bahnhof Zürich ein, wobei sie langsam zischend Druck abbaute und schließlich mit quietschenden Bremsen und einem letzten Fauchen der Turbine zum Stehen kam. Sofort sprangen die meisten Passagiere auf, richteten ihre Kleider, streiften die Jacken über und hoben Koffer und Taschen aus den Gepäcknetzen über den Sitzreihen. Innerhalb kürzester Zeit entstand ein Gedränge vor den Ausgängen, nachdem sich die Menschen beim Versuch, die ersten auf dem Bahnsteig zu sein, gegenseitig den Weg versperrten.

Das geschäftige Treiben nervte Marie, vor allem, weil es die meisten Menschen bei weitem nicht so eilig hatten, wie sie vorgaben. Was war der Sinn dabei, kopflos durch den Tag zu hetzen, nur um zu Hause doch wieder die Füße hochzulegen? Nichts im Leben konnte so wichtig sein, auch nicht, wenn man so wie Marie erwartet wurde.

Widerwillig stand sie ebenfalls auf, nachdem sich das erste Gedränge etwas gelöst hatte, strich sich einige Falten aus dem knöchellangen Rock und versteckte ihre sorgfältig zu einem Dutt hochgebundenen, kastanienbraunen Haare unter der Haube. Mit ihrem lederbespannten Holzkoffer verließ sie den Waggon und ging durch die einem Palast gleichende Bahnhofshalle von Zürich.

Niemand beachtete sie, die Leute schienen ihr instinktiv auszuweichen. Es wunderte Marie nicht. Ein Dienstmädchen wurde im Normalfall nicht begrüßt und nur ein Blinder hätte Marie nicht als solches erkannt. Zwar war es schwer, die erstaunlich große Frau zu übersehen, doch die Bürger schienen einen gezielten Filter in ihrer Wahrnehmung zu haben, der das Dienstpersonal entfernte, wenn man es nicht gerade für eine Aufgabe benötigte. Es gefiel ihr, sich unbemerkt bewegen zu können. Kaum jemand hatte so viel Freiheit wie eine junge Frau, die sich als Dienstmädchen ausgab.

Ein wunderschöner Spätsommertag erwartete Marie, nachdem sie endlich die prunkvolle Halle hinter sich gelassen hatte. Der Bahnhof war erst vor einigen Jahren gebaut worden und ein absolutes Vorzeigemodell schweizerischer Ingenieurskunst. Auch wenn Marie kein Auge für Architektur hatte, für sie musste ein Haus in erster Linie trocken und warm sein, war der Bahnhof selbst in ihren Augen ein beeindruckendes Bauwerk. Die reich verzierten Sandsteinwände mit zahlreichen Säulen, Lichthöfen und von Arkaden gesäumten Wandelgängen gaben dem Bahnhof das Aussehen eines Palastes aus der Renaissance, wie sie Marie aus ihrer französischen Heimat kannte. Nur das Dach, das auf massiven Eisenträgern hoch über den sechs Gleisen schwebte, zeigte deutlich, dass es sich um eine modernere Konstruktion handelte.

Unwillentlich spähte Marie zum gigantischen Torbogen zurück, der den Zugang zum Bahnhofplatz und somit zur Stadt bildete. Die Bemühungen, Zürich zu einer Weltstadt zu machen, waren unübersehbar.

Direkt vor dem imposanten Gebäude tummelte sich ein Dutzend Mietkutschen und buhlte um Kunden, während weitere Gespanne Personen aussteigen ließen und Waren anlieferten. Ein laut zischender und schnaubender Lokobus entfernte sich gerade vom Gebäude, umrundete den Platz und bog in die Bahnhofstraße ein, wobei er einige Zugtiere durch seine ungewöhnlichen Geräusche scheuen ließ.

Die Mitte des Platzes war im Moment eine einzige Baustelle, dominiert von einer gewaltigen Maschine, die auf sechs mannshohen Rädern kriechend langsam über die Straße rollte. Die erst vor wenigen Jahren verlegten Pflastersteine wurden von ihr wieder aufgerissen und unter ohrenbetäubendem Poltern ins Innere verfrachtet. Zwei mehrgelenkige Arme, jeder gegen vier Meter lang, holten daraufhin die Schienen aus einem auf dem Rücken montierten Gestell und legten sie hinter dem Fahrzeug in den aufgewühlten Boden. Ein halbes Dutzend Arbeiter machte sich sofort daran, die neuen Tramschienen sorgfältig zu verschrauben und mit dem Fundament zu

vergießen.

Beeindruckt beobachtete Marie, wie innerhalb weniger Minuten ein neuer Schienenstoß fertiggestellt war und das Vehikel weiterrollte. Schon sehr bald würden Dampftramzüge und nagelneue Lokobusse die Bevölkerung durch die Straßen der schnell wachsenden Stadt transportieren. Sie konnte diese Effizienz nur bewundern.

Ohne noch weiter Zeit zu verlieren, ging sie an den wartenden Kutschen vorbei zum Ufer der Limmat, die Zürich als Abfluss des Sees in zwei Teile schnitt. Der dumpfe Widerhall ihrer Schritte auf dem Holz folgte ihr, während sie über den Langen Steg ging, der vom Bahnhof Zürich über den Fluss zur Neumühle führte, wo sich ihr zukünftiger Arbeitsort befand. Leise rauschte das Wasser irgendwo unter ihren Füßen und verströmte einen penetrant stechenden Geruch, der von der Papierfabrik stammte, die wenige Meter entfernt mitten ins Wasser gebaut worden war. Marie rümpfte die Nase und beeilte sich, die Brücke möglichst schnell hinter sich zu lassen.

Nur ein anderer Passant begegnete Marie auf ihrem Weg, dem geschneigelten Aussehen nach ein junger Kontorist, der wohl auf einem Botengang für seinen Fabrikherrn in Richtung des Bahnhofs unterwegs war. Er nickte ihr zu, ohne dabei seinen abwesenden Gesichtsausdruck zu ändern, was mehr Höflichkeit war, als sie erwartet hatte. Trotzdem reagierte sie nicht darauf.

Am anderen Flussufer wurde der Weg förmlich von den Fabrikhallen zu beiden Seiten verschluckt. Die schmutzigen Mauern dämpften den Lärm in ihrem Inneren kaum. Metall dröhnte, Maschinen zischten, laute Stimmen riefen Befehle, und alles wurde von der Wand gegenüber reflektiert und zu einer ohrenbetäubenden Kakophonie vermischt. Marie beeilte sich, den Lärmkorridor hinter sich zu lassen und trat weiter hinauf zur Escher-Wyss-Straße, deren Name ein Überbleibsel der früheren Eigentümer des Komplexes war.

Im Rahmen der Befriedung des Helvetischen Protektorats waren die meisten Maschinenfabriken geschlossen worden, um später unter preußischer Leitung neu eröffnet zu werden. Dasselbe war in Marias Heimat ebenfalls geschehen. Garantiert würde die Germanisierung auch in der ehemaligen Schweiz dieselben Züge annehmen wie in Frankreich, wenn die Zeit es zuließ.

Mit zusammengepressten Lippen wechselte Marie den Koffer in die linke Hand, um ihren langsam schmerzenden Arm zu entlasten. Sie war alles andere als schwächlich, doch irgendwo hatte ihre Kraft Grenzen.

Die Maschinenfabrik Neumühle lag inzwischen hinter ihr und gaben den Blick auf eines der zahlreichen Kosthäuser frei, in denen die Arbeiter wohnten und einen beachtlichen Teil ihres geringen Verdienstes in Form der Miete gleich wieder an den Besitzer der Fabrik zurückzahlten, nur um in einer erbärmlichen, meist kaum beheizbaren Wohnung dahinvegetieren zu dürfen.

Diese Häuser waren jedoch nicht Marias Ziel. Sie folgte der Straße weiter in Richtung des Stadtrandes, worauf sich plötzlich eine andere Welt auftat, die in einem absoluten Gegensatz zu den schmutzigen Werkhallen stand. Kaum merklich stieg das Gelände zum Zürichberg an, eine herrliche Landschaft aus Feldern, Wiesen und Rebstöcken, nur gelegentlich von einzelnen Häusern unterbrochen. In einem sanften Bogen wand sich die Straße zum Pfrundhaus empor, das mit seiner ausgedehnten Parkanlage über dem Niederdorf thronte wie ein sprichwörtlicher Drache über seinem Hort, und in diesem Straßenbogen lag das Herrenhaus der Familie von Parsberg, Marias neuer Arbeitsort.

Beeindruckt begutachtete Marie das Anwesen. Sie hatte eine ganze Weile nicht mehr als Dienstmädchen gearbeitet und ihre letzten Aufenthaltsorte waren kaum erwähnenswert gewesen. Dieses Haus war anders. Eingebettet zwischen einigen noch jungen Bäumen wirkte es wie ein Palast. Die von Marmorsäulen gesäumte Veranda wirkte lächerlich protzig, die Erkerfenster schrecklich altmodisch und die Sandsteinwände in ihrer Schlichtheit beinahe vulgär. Dieses Haus war ohne Sinn und Verstand von einem offenbar völlig unbegabten Architekten zusammengeschustert worden. Marie spekulierte, als kleines Mädchen bereits bessere Häuser gezeichnet zu haben. Ein so schlechter Geschmack hatte Methode, das konnte kein Versehen sein.

Sie schüttelte den Kopf, öffnete das schmiedeeiserne Tor und betrat das Grundstück. Marie folgte dem Kiesweg, der durch die sorgfältig gepflegte Wiese bis zu einer von Schnitzereien geschmückten Tür mäanderte. Sie betätigte den Glockenzug, worauf ein helles Klingeln aus dem

Inneren erklang. Wenig später öffnete ein noch blutjunges Dienstmädchen die Tür und sah sie fragend an.

„Wen darf ich melden?“, fragte sie im für Maries Ohren schrecklich abgehackten Zürichdeutsch.

„Richte bitte der Herrin des Hauses aus, Marie Delacroix sei eingetroffen“, sagte Marie freundlich, wobei sie sich um ihr bestes Deutsch bemühte.

„Bitte kommen Sie zum Hintereingang, ich werde die Herrin informieren.“

Marie nickte, worauf sich die Tür wieder schloss. Es sah diesen noblen Säcken ähnlich, das Dienstpersonal nur an der Hintertür zu empfangen. In den meisten bürgerlichen Häusern wurde kein Aufheben um solche Kleinigkeiten gemacht, doch schien es unter der Würde des Adels, die Bediensteten als Menschen anzuerkennen.

Sich ihre Wut nicht anmerken lassend, folgte Marie dem Kiesweg um das Haus zur Rückseite, wo er in eine schmale Straße mündete, die wiederum ein unter den Bäumen verborgenes Gebäude mit der Hauptstraße verband. Der flüchtige Geruch von Öl und Rauch verriet Marie, dass inzwischen ein Lokomobil diesen ehemaligen Pferdestall als Standplatz beanspruchte. Wer in der Oberschicht etwas auf sich hielt, besorgte sich natürlich ein pferdeloses Gefährt.

Marie hob gerade die Hand, um den schwer aussehenden, bronzenen Türklopfer zu betätigen, als diese sich öffnete und nach innen schwang. Eine ältliche Dame in einem protzig wirkenden dunkelroten Kleid stand im Eingang und schaffte es irgendwie, auf Marie herabzusehen, obwohl sie beinahe einen Kopf kleiner war. Ein stechender Blick zielte an der spitz zulaufenden Nase auf sie und die zu einem dünnen Strich zusammengespreizten Lippen verstärkten das Gefühl der Strenge noch weiter.

„Marie Delacroix“, stellte sich Marie vor und setzte zu einem höflichen Knicks an. „Ich bin das neue Dienstmädchen.“

„Ich weiß, wer du bist“, sagte Frau von Parsberg harsch. „Komm rein, wir haben nicht viel Zeit, du bist auch so schon zu spät.“

„Madame mögen mir verzeihen, die Zugfahrt dauerte länger als vorgesehen“, antwortete Marie hastig und folgte ihr in den Flur.

Mit rauschendem Kleid drehte sich die Dame um, viel schneller, als es ihr Marie zugetraut hätte, und hielt ihr einen Zeigefinger vor die Nase. „Du wirst mich mit gnädige Frau ansprechen, wie alle anderen auch. Diese Sprache sprechen wir hier nicht, auch nicht in einzelnen Worten!“

Marie zuckte zurück. Ihr Deutsch war ausgezeichnet, wenn auch nicht akzentfrei, doch trotzdem griff sie aus alter Gewohnheit bei einzelnen Worten oft auf ihre Muttersprache zurück. Natürlich wollte diese preußische Hexe kein Französisch hören, es gegenüber den Besitzern zu benutzen, war verpönt. Wie gerne hätte sie ihr die Meinung gezeugt, doch der Auftrag war zu wichtig, um ihn auf diese Art abzubrechen.

Demütig sah Marie zu Boden. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich wollte nicht unhöflich sein. Es wird nicht wieder vorkommen.“

„Immerhin weißt du, wo dein Platz ist. Komm jetzt!“

Marie folgte ihrer neuen Dienstherrin. Der Flur führte längs durch das Haus bis zur Eingangstür. Eine erstaunlich große Speisekammer, in der sich auch das Holzlager für den Ofen befand, und eine daran angeschlossene Küche bildeten den hinteren Teil des Hauses.

Die Küche war das persönliche Reich einer älteren, dem Klischee zum Trotz erstaunlich schlanken Frau, die geschäftig vor dem Herd stand und den Besuch nicht einmal zu bemerken schien.

Marie wurde in den Frontbereich des Hauses geführt, wo ein gewaltiger Esssaal und ein nicht weniger beeindruckender Salon auf sie warteten. Weiße Marmorsäulen, plüschige Teppiche und kaum benutzt wirkende Möbel aus Mahagoni zeugten von unverhaltenem Luxus, der Marie sofort vermuten ließ, es mit neuem Geldadel zu tun zu haben.

Das junge Dienstmädchen, dem Marie vorher an der Tür begegnet war, huschte mit einem Federwisch im Salon umher und befreite die Möbel geschäftig von imaginärem Staub. Sie schien eher darauf bedacht zu sein, beschäftigt auszusehen, anstatt wirklich zu arbeiten. Marie verkniff sich ein Lächeln. Es war das typische Verhalten eines unerfahrenen Dienstmädchens.

Frau von Parsberg führte Marie in den Salon, nahm eine gebundene Mappe vom Sekretär und setzte sich in einen Ohrensessel, bevor sie einen Blick in das Dokument warf. Marie wusste, was von ihr erwartet wurde. Sie stellte ihren Koffer ab und wartete in respektvollem Abstand geduldig darauf, zur Kenntnis genommen zu werden.

„So, Maria. Dein letzter Dienstherr war also die Familie –“ Sie stockte, kniff die Augen zusammen und bewegte lautlos die Lippen. „De Pontagnac? Wie lange hast du da gearbeitet?“

Marie verkniff es sich, ihren Namen zu korrigieren. Französisch existierte hier nicht, das vermochte sie nicht zu ändern. „Zwei Jahre“, antwortete sie. Das war gelogen, wie so ziemlich alles an ihrer Geschichte. Sie wusste nicht einmal, ob es diese Familie wirklich gab.

„Sie waren ja sehr zufrieden, wie es scheint“, murmelte Frau von Parsberg. „Warum hast du deine Anstellung beendet?“

„Ich wollte meinen Erfahrungshorizont erweitern und meine Deutschkenntnisse verbessern“, antwortete Marie.

„Ah ja, das kann sicher nicht schaden.“ Sie rümpfte die Nase. „Nun gut, erfahren genug scheinst du ja zu sein und Theresa kann sicher noch etwas von dir lernen. Sie hat es nötig.“

Aus dem Augenwinkel sah Marie, wie sich das Dienstmädchen gehorsam umdrehte, als es seinen Namen hörte, und sich dann errötend wieder der Arbeit zuwandte.

„Hast du noch Fragen?“ Frau von Parsberg blickte sie durchdringend an.

„Nur das Übliche, Ma–“ Marie biss sich auf die Zunge. „Gnädige Frau.“

„Ich werde dir in Zukunft jedes Mal etwas von deinem Wochenlohn abziehen, wenn du dieses Wort benutzt“, mahnte sie. „Stell deine Fragen!“

„Verzeihen Sie, ich gelobe Besserung. Meine Fragen betreffen die Entlohnung und die Regelung der freien Tage.“

„Ah ja, das braucht es ja auch noch.“ Sie starrte auf das Dokument. „Mehr als dreihundertfünfzig pro anno zahle ich nicht, egal wie viel Erfahrung du hast. Es gibt genügend andere, die gerne für dieses Geld arbeiten.“

Marie war die Bezahlung vollkommen egal, aber es wurde von ihr erwartet, diese Fragen zu stellen. Um den Schein zu wahren, wechselte sie auf einen zerknirschten Gesichtsausdruck, bevor sie antwortete. „Na schön, ich bin einverstanden.“

„Gut. Du kannst jeden zweiten Sonntag freinehmen, jeweils abwechselnd mit Theresa. Du hast das Recht, jeden Sonntag zur Kirche zu gehen, musst aber danach sofort zurückkehren. Jeden zweiten Mittwochnachmittag kannst du dir ebenfalls freinehmen, sofern wir dich nicht für etwas Dringendes brauchen. Soweit klar?“

Marie nickte eifrig. Die freien Nachmittage waren erstaunlich großzügig, wie sie zugeben musste. Trotzdem war es lächerlich wenig Freizeit.

Frau von Parsberg erhob sich. „Dann ist ja alles geklärt. Theresa wird dir zeigen, wo du schlafen kannst und wie ich die Arbeiten erledigt zu haben wünsche. Sollte ich nicht da sein, wirst du auf Luisa, die Köchin, hören.“ Sie hob mahnend den Zeigefinger. „Ich dulde keine Faulheit und kein Herumlungern. Mach deine Arbeit schnell und richtig und wir werden gut miteinander auskommen.“

„Ja, gnädige Frau“, sagte Marie.

„Gut. Theresa?“

„Ja, gnädige Frau?“, fragte das Mädchen hastig.

„Zeig ihr alles!“

Theresa nickte und deutete Marie an, ihr zu folgen. Über eine breite, geschwungene Steintreppe führte das Mädchen sie ins Obergeschoss. Erst dort, außerhalb der näheren Reichweite der Herrin des Hauses, taute sie ein wenig auf.

„Hoffentlich wirst du dich hier wohlfühlen“, meinte sie leise.

„Wie ist die Arbeit?“, fragte Marie.

Theresa zuckte mit den Schultern. „Die Tage sind lang und hart, aber das ist wahrscheinlich überall so.“

Marie musterte das Mädchen. Sie war wirklich noch jung, hatte ihren fünfzehnten Geburtstag

garantiert erst vor kurzer Zeit gefeiert und wurde nun von dieser strengen Arbeit eingenommen. Sie war schmal und zierlich, was sich nach einigen Monaten sicher ändern würde. Marie erinnerte sich noch gut, wie schnell sie damals kräftiger geworden war, nachdem sie zu arbeiten begonnen hatte. Therasas haselnussbraune Haare waren sorgfältig hochgebunden, ähnlich wie es Marie auch tat. „Da hast du wohl recht.“

Im Obergeschoss führte ein weiterer Flur längs durch das Haus, an mehreren geschlossenen Türen vorbei.

„Ich werde dir nachher alles zeigen, erst sollst du mal den Koffer ablegen können, der sieht schwer aus.“

Marie lächelte dankbar.

Im hintersten Bereich des Hauses befand sich hinter einer kaum zu sehenden Tür der Aufgang zum Dachboden. Sie folgte Theresa über die offenbar wenig benutzten Holzstufen und den kaum ausgeleuchteten Dachraum zu einer kleinen Kammer, die nur aus grob gezimmerten Brettern zu bestehen schien.

Der Schlafraum der Dienstmädchen war das pure Gegenteil des restlichen Hauses. Zwei Strohmattentzen lagen auf dem Boden, eine dritte war an die weiß getünchte Außenwand gelehnt. Ein wackliger Tisch und ein ebenso schiefer Stuhl waren ansonsten die einzigen Einrichtungsgegenstände.

„Wie lange bist du schon hier?“, fragte Marie, während sie den Koffer vor die unbenutzte Matratze stellte.

„Drei Wochen. Es ist mein erster Arbeitsort.“

„Das habe ich schon vermutet. Wie viele Mädchen sind wir?“

„Nur du und ich. Frag mich nicht, warum drei Matratzen herumstehen.“ Theresa lachte. Dann schlug sie sich vor den Kopf. „Ich Dummerchen hätte auch gleich eine Schürze für dich mit hochnehmen können!“

„Schon gut, es ging alles etwas schnell“, sagte Marie besänftigend. „Aber sei doch so lieb und hol mir eine.“

Das Mädchen nickte und huschte hinaus. Marie öffnete ihren Koffer und prüfte mit einem raschen Blick den Inhalt. Im Moment brauchte sie nichts außer den Kleidern, die sie am Leib trug, doch das würde sich ändern. Nach kurzem Nachdenken revidierte sie ihre Meinung, zog an einer verborgenen Lasche im Deckel, worauf sich der Innenteil herunterklappen ließ. Sie blickte auf einen Satz Dietriche und den Revolver, diese Dinge würde sie, falls überhaupt, erst zu einem späteren Zeitpunkt benötigen. Marie zog jedoch einen schmalen Dolch hervor, bevor sie die Klappe wieder schloss. Der Dolch passte exakt in ihren Stiefel und wurde von ihrem Rock vollständig verborgen. Sie wollte lieber auf Nummer sicher gehen.

Bis Theresa zurück war, hatte Marie den Koffer wieder geschlossen und ihr Kleid gerichtet. Mit geübten Handgriffen band sie sich die mitgebrachte Schürze um und war nun bereit, sich in die Arbeit im Hause von Parsberg einweisen zu lassen. Die kommenden Wochen würden anstrengend werden, doch es war für einen guten Zweck.

Diese Leseprobe des Steampunk-Romans „Die Wurzeln des Verrats“ von Martin Riesen darf kostenlos weitergegeben werden. Kürzungen oder Änderungen ohne ausdrückliche schriftliche Erlaubnis des Autors sind nicht gestattet.

© by Martin Riesen. Alle Rechte vorbehalten.

„Die Wurzeln des Verrats“ ist als Taschenbuch und E-Book überall im Buchhandel bestellbar.

ISBN: 9783741285677

Mehr über Martin Riesen und die Steamforged Empires findet man im Internet auf www.storycorner.ch oder auf [facebook.com/autormartinriesen](https://www.facebook.com/autormartinriesen)